Zeitschrift: Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie

Band: 13 (1923)

Heft: 3-4

Artikel: Die kirchliche Unionsfrage in orientalisch-orthodoxer und in anglikanischer Beleuchtung

Autor: Neuhaus, K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-403980

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die kirchliche Unionsfrage in orientalisch-orthodoxer und in anglikanischer Beleuchtung.

Die „Christian Union Quarterly“ brachte in ihren Heften vom Januar und April 1922 sowie vom April und Juli 1923 eine höchst interessante Diskussion zwischen einem hohen kirchlichen Würdenträger der morgenländischen Kirche und einem Theologen der bischöflichen Kirche Amerikas über die Frage der Wiedervereinigung der Kirchen. Östliches und westliches Denken treten sich gegenüber und beleuchten die grosse Schwierigkeit des ganzen Unionsproblems. Der Metropolit von Nubien, der in Khartum residiert, hatte zuhanden seines Patriarchen und der Synode von Alexandrien neben dem amtlichen Bericht über die Konferenz von Genf seine persönlichen Eindrücke und Ansichten von einer künftigen kirchlichen Union niedergelegt, welche in dem amerikanischen Organe veröffentlicht wurden. Die Denkschrift hat etwas Imponierendes durch die Klarheit der Begriffe, ihre eindeutige Betonung des orthodoxen Standpunktes und ihre Ablehnung aller Kompromisse in Glaubensfragen. Sie ist ein wichtiges Dokument, welches durch die Stellung des Verfassers wie durch die Amtsstelle, an die sie gerichtet ist, geradezu offiziellen Charakter trägt. Dazu nahm der frühere Professor der neutestamentlichen Exegese am Drury-Kolleg, Dr. Lhamon, zunächst in einem Schreiben an den Herausgeber der „Christian Union Quarterly“ Stellung, auf das der Metropolit antwortete. Die Erörterung hat vorläufig mit einer Duplik von Dr. Lhamon ihren Abschluss gefunden, doch ist zu erwarten, dass sich der Metropolit noch einmal zum Worte meldet. Die gegenseitige Aussprache ist ein Muster vornehmer und sachlicher Diskussion, ohne polemische Schärfe, und daher geeignet, die Freunde der Unionsbestrebungen mit zwei kirchlichen Richtungen bekanntzumachen, die mit glühender Sehnsucht nach dem Wege zu

einer kirchlichen Vereinigung ausschauen und doch nicht zusammenkommen können. Wir glauben, dass ein ausführliches Referat für unsere Leser grosses Interesse hat und beginnen daher zunächst mit der erwähnten Denkschrift des Metropoliten Nicolaus Evangelides.

Einleitend beklagt derselbe in bewegten Worten die kirchlichen Spaltungen mit ihren verderblichen Folgen und schildert in geradezu prophetischen Bildern den Segen einer Wiedervereinigung. Die Abordnung offizieller Delegierter der orientalischen Kirche sollte unterstreichen, welche Bedeutung diese den Wiedervereinigungsbestrebungen zuschreibt. Bei den Sitzungen in Genf seien neben ganz orthodoxen Meinungen auch sich widersprechende geäussert worden, die stark vom orthodoxen Glauben abwichen. Zustimmend erkläre er sich zu den Voten der beiden altkatholischen Bischöfe Dr. Herzog und Vlijmen. Auch englische und amerikanische Bischöfe hätten tiefes Verständnis und gutes Urteil gezeigt, indem sie eine Föderativunion ablehnten und für das Nizänische Glaubensbekenntnis plädierten. Dagegen wichen Calvinisten, Presbyterianer, Congregationalisten, Quäker, Methodisten, Baptisten und Jünger Christi radikal vom orthodoxen Glauben ab. Sie haben einen andern Kirchenbegriff, verwerfen die Tradition, die hl. Weihen, das Bischofsamt und die Sakramente. Indem sie die Notwendigkeit eines Credos in der Kirche bestritten, die historische Entwicklung des Christentums und die Lehre der alten Kirche ignorierten, öffneten sie einen Abgrund zwischen sich und den Orthodoxen, der unüberbrückbar erscheine. Die Orthodoxen haben das Wesen der Kirche, ihre innere Einheit in bezug auf Glauben und Kultus, ihre äussere Einheit bezüglich der Verfassung, die historische Entwicklung des Glaubens und ihre Festlegung auf die alten Konzilien im Credo und kanonischen Recht dargelegt. Der Metropolit wendet sich gegen jene Meinungen, die als Grundlage des Glaubens allein die hl. Schrift annehmen, während das Wort Gottes der Kirche anvertraut sei. In der Auslegung der verschiedenen Glaubensfragen müsse die Stimme der Geschichte und die Tradition als unfehlbares Kriterium gehört werden. Seit Origines sei die sprachliche und historische Schriftinterpretation festgelegt worden. Ohne ein gemeinsames Credo könne eine Union überhaupt nicht ausgedacht werden.

Nunmehr bringt der Metropolit seine eigene Meinung zur Unionsfrage. Er präzisiert sie dahin, dass 1. eine Union möglich und erreichbar ist, weil sich der Wille Christi vom einen Hirten und einer Herde erfüllen werde. Dann erörtert er ausführlich im 2. Punkte, welcher Art diese Vereinigung sein müsse. Soll sie eine vollständig dogmatische oder eine teilweise dogmatische oder nur eine moralische sein?

Die Einberufer der Genfer Konferenz erklärten, dass die Differenzen zwischen den Konfessionen sehr gross seien, aber sie hielten es für möglich, dass dieselben mit der Zeit durch gegenseitige Darlegung der verschiedenen Standpunkte und durch Berührung der einzelnen Kirchen miteinander vereinfacht werden könnten. Sie sprachen sich gegen religiöse Debatten und Polemiken aus, da diese nur verbitterten und leicht zur Isolierung führten. Kurz, sie betrachteten gegenwärtig eine dogmatische und sakramentale Union wohl nicht für gänzlich unmöglich, aber doch für sehr schwierig. Eine moralische Einheit durch das christliche Gebot der Liebe sei jedoch zu erreichen und sehr segensreich. Friede, Recht und Gerechtigkeit unter allen Völkern müssen sich auf Christi Liebesgebot begründen. Demgegenüber seien die dogmatischen Fragen untergeordneter Natur. Dagegen beruft sich der Metropolit auf Act. 20, 29 und Gal. 1, 7. Die Verantwortung für die Spaltungen falle nicht auf die Kämpfer für die überlieferten Wahrheiten, sondern auf die, welche neue Phantasiegebilde eingeführt hätten. Die orthodoxe Kirche, welche ihre Dogmen auf göttlich inspirierten Konzilien festgelegt und durch viele Jahrhunderte ratifiziert hätte, könne nicht von der alten Grundlage abweichen. Das nizänische Credo und die dogmatischen Beschlüsse der 7 ökumenischen Konzilien bilden die göttliche Grundlage, die unfehlbar und undiskutierbar sei. Diese Synoden haben das Schlusswort in Glaubensfragen gesprochen. Änderungen derselben bedeuten keinen Fortschritt oder eine Ergänzung, sondern Verderbnis der Glaubenssubstanz. Auf diesen Konzilien sei die Glaubenswahrheit durch die Kirche recht gedeutet und nach gründlichen Forschungen und Erörterungen auf dem Grunde der hl. Schrift und der alten katholischen Tradition endgültig kristallisiert. Wenn eine kirchliche Union auf diesem Boden und auf diesem Status versucht würde, so könne man mit grosser Wahrscheinlichkeit auf einen Erfolg hoffen. Den Ein-

wand, dass alle früheren Unionsversuche auf dieser Grundlage gescheitert seien, beantwortet der Metropolit damit, dass die dogmatischen Unterschiede nicht den einzigen Grund des Fehlschlags gebildet hätten. Die Unionsversuche mit der römischen Kirche seien ergebnislos verlaufen wegen der dogmatischen Neuerungen Roms, aber auch, weil die Bemühungen durch politische Notwendigkeiten diktiert gewesen seien und nicht auf rein kirchliche Initiative hin oder aus Sehnsucht nach Vereinigung unternommen wurden. Was die erfolglosen Bemühungen mit den Protestanten und Anglikanern anbetrifft, so müsse man innere und äussere Gründe unterscheiden. Innere Gründe seien die materiellen Unterschiede im Glauben und in der Kirchenverfassung. Die Protestanten hätten nicht nur das päpstliche Joch abgeschüttelt und die römischen Neuerungen verworfen, sondern auch wahre Lehren abgelehnt. Sie stellten sich auf den Boden der Freiheit und unkontrollierten Schriftforschung und öffneten damit vielen Irrungen Tür und Tor. Die anglikanische Kirche bilde eine Ausnahme, da sie konservativer sei und sich mehr der alten Kirche nähere. Als letzten Grund des Scheiterns früherer Unionsversuche betrachtet der Metropolit den religiösen und nationalen Fanatismus, die inneren und äusseren Wirren der christlichen Welt des Ostens und Westens. Man habe sich niemals auf die hohe Warte der Unparteilichkeit, der Liebe und des Gesamtinteresses erheben können. Doch dürfe man sich durch diese Fehlschläge nicht entmutigen lassen, sondern man solle sich nur bemühen, die früheren Fehler zu vermeiden. Mit Eifer, gutem Willen und systematischer Arbeit könne man bis zur wahren, d. h. völligen dogmatischen Einheit kommen.

Eine *teilweise dogmatische* Union, welche gewisse gemeinsame Hauptdogmen als Grundlage annimmt und die strittigen Punkte als theologische Meinungen betrachtet, die man ablehnen oder auch annehmen könne, hält der Metropolit nicht für eine solche, wie sie dem Geiste des Evangeliums entspricht. Die Bonner Unionskonferenzen hätten auf dieser Basis einen Einigungsversuch gemacht, der aber gescheitert wäre. Sie hätte in Griechenland wie in England eine starke Opposition gefunden.

Schliesslich beschäftigt sich der Verfasser mit der Frage, ob eine *Einigung auf dem Boden des Liebesgebotes Christi* ohne Rücksicht auf den Glauben möglich sei. Aber da könne es sich

niemals um eine religiöse Union handeln. Sittengesetze haben ohne religiöse Grundlage und göttliche Autorität keinen sichern Boden und keine absolute Gültigkeit. Auf der andern Seite bestehe diese moralische Einigkeit bereits, da ja das Gebot der Liebe von allen Christen angenommen werde. Eine solche moralische Einigung könne durch Übung und Veredlung der sittlichen Kräfte, durch Erziehung und Anwendung der Grundsätze des Evangeliums schliesslich durch freieren Verkehr der Kirchen untereinander gefördert werden, aber zu einer kirchlichen Union wird das nicht führen. Ein Christ ist nach der Meinung der Kirche ein Christgläubiger. Er glaubt an Christus als an den Sohn Gottes dem Wesen nach und anerkennt ihn als Führer seines religiösen und sittlichen Lebens. Derjenige ist noch kein Christ, der nach dem Gesetze des Evangeliums handelt, aber nicht an den Gesetzgeber und an Gott glaubt; denn die Lehre und das Wirken Christi sind unlöslich an seine Person gebunden. Daher wurde als Grundlage und Vorbedingung für die Teilnahme an der Genfer Konferenz das Bekenntnis auf den Glauben an Christus Jesus, der Mensch geworden ist, festgesetzt. Die orthodoxe Kirche schätzt die Liebe in Christo sehr hoch als Quelle wahren Lebens, aber sie verhält sich keineswegs gleichgültig gegenüber dem wahren Glauben, den sie gleichfalls als unentbehrlichen Wesensbestandteil des Heiles betrachtet. Glaube und Liebeswerke sind die beiden Grundlagen, durch welche das diesseitige Glück und das künftige Heil gesichert wird. Der Heiland mache unser Heil von dem in Liebe tätigen Glauben abhängig. Eine Vereinigung der Kirchen auf der Basis der Liebe mache dieselbe unvollständig, einseitig und fruchtlos. Damit würde der Grund zu vielen Missverständnissen gelegt. Das Volk, das in diesen Dingen nicht klar urteilt, würde, wenn es die Konzentration der Kirche auf die praktische Seite der Liebe sieht, darin eine Mindereinschätzung des Glaubens erblicken. Dann würde entweder das Freidenkertum und die freiwillige Annahme der dogmatischen Religionswahrheiten eingeführt, und so würden wir dem Rationalismus anheimfallen oder das orthodoxe Gesamtgewissen würde diese moralische Union nicht annehmen, sich dagegen erheben, und die ganze Union müsste illusorisch werden. Die dogmatische und moralische Einigung ist die einzig richtige. Sie allein ist in Übereinstimmung mit dem Evangelium, jede einseitige Halbunion aber ist unbeständig und schädlich.

3. Was die Frage nach der für die Unionsbestrebungen günstigsten Zeit anbetrifft, so ist der Metropolit der Meinung, dass die Gegenwart dafür reif sei. Das Volk ist geistig weiter entwickelt und weniger von Vorurteilen befangen, obgleich es noch unter dem Einfluss des Rassenfanatismus steht. Der Klerus habe eine weitherzige Auffassung von seiner Amtstätigkeit. Die Kirchen sind unabhängiger vom Staate geworden und weniger von aussen beeinflusst. Die durch den Weltkrieg verursachte Not schreie nach Massnahmen, der Not zu steuern. Der oberflächliche Charakter der europäischen Zivilisation habe die unverkennbare und dringliche Notwendigkeit in den Vordergrund gedrängt, Massnahmen zu ergreifen, um die vielen Übel zu heilen. Politiker und Militärs halten sich wieder an die so oft versuchten Methoden politischer Verträge und bewaffneter Bündnisse. Sozialisten, Kommunisten und Antimilitaristen wollen Gesetz und Kriegsdienst sogar in Kriegszeiten mit Gewalt beseitigen. Jedoch das Allheilmittel sei die Vereinigung der Kirchen unter der Herrschaft der Liebe Christi. Trotzdem die Gegenwart auf eine Union hindränge, hält der Metropolit das Ziel nicht für in der Nähe liegend; denn es sei nicht leicht, den Abgrund zu überbrücken, der sich seit Jahrhunderten geöffnet und erweitert habe. Man müsse sich mit Geduld und Mut wappnen.

4. Wie können wir nun die Union vorbereiten? fragt der Metropolit zuletzt. Von einer dogmatischen Diskussion erwartet er jetzt so wenig Erfolg wie früher. Es könne sich vorerst nur darum handeln, die Hindernisse, die sich einer Einigung entgegenstellten, zu beseitigen und Missverständnisse auszuräumen. Gegenseitige Bekanntschaft, Studium der Kirchen, Vertrauen und Solidaritätsgefühl würden allmählich den Weg zu einer dogmatischen Union ebnen. Darum schlägt er

a) die Bildung eines permanenten Komitees vor unter der Bezeichnung Kirchenbund nach Art des Völkerbundes. Dieser Ausschuss hätte keine ausführende Gewalt, aber würde als äusseres Band der Vereinigung der Kirchen dienen. Er würde alle kirchlichen Bewegungen in der ganzen Welt verfolgen und würde vor den Mächten als Berater in den kirchlichen Gesamtinteressen auftreten. Er würde gegenseitige Aussprachen unter den Kirchen über die verschiedenen Fragen fördern, die in einem besonderen Organ zu diskutieren wären. Dadurch könnten viele dogmatische und kirchliche Differenzen beseitigt werden.

In diesem Bund würde die orthodoxe Kirche des Morgenlandes mit ihrem alten Ansehen und ihrer allgemein anerkannten Orthodoxie einen tätigen Einfluss auf die jüngeren Kirchen ausüben können, indem sie selbst weiteren Kreisen bekannt würde und allmählich ihren orthodoxen Stempel den anderen aufdrückte.

b) Alle Bemühungen der grösseren Kirchen, sich mit nahestehenden kleineren Absplitterungen zu vereinigen, müssten durch diese Liga gefördert werden. Dadurch würde man statt vieler kleineren Gemeinschaften weniger, doch grössere Gruppen erhalten.

c) Alle Proselytenmacherei unter Christen müsste sistiert werden.

d) Das christliche Solidaritätsgefühl sei zu entwickeln, um das Los der christlichen Völker, besonders im Orient, zu bessern.

Gegenüber der vielfach geäusserten Meinung von einem vollen Fiasko der Genfer Konferenz ist der Metropolit vielmehr der Ansicht, dass sie als vorbereitende Zusammenkunft ihren Zweck voll erfüllt habe. Er begründet diese Auffassung damit, dass er auf die Tatsache hinweist, die seit Jahrhunderten zersplitterte Kirche habe zum ersten Male wieder durch offizielle Vertreter ihre Gedanken ausgetauscht und im Geiste der Liebe und Eintracht getagt. Sie wurden miteinander bekannt und übereinander orientiert. So seien künftige engere Beziehungen vorbereitet. Proselytenmacherei unter Christen wurde verurteilt und der Grund zu einer neuen Solidarität gelegt. Die orthodoxe Kirche habe Gelegenheit gehabt, ihr altes Ansehen und ihren apostolischen Typ bekanntzumachen. Besonders zu begrüssen sei der Ausdruck der Sympathie für die leidenden Christen in Russland und im Orient.

Von den Protestanten berichtet er, sie erblicken in ihrer Zersplitterung eine grosse Schwäche und müssten sich zunächst untereinander zu einer religiösen und administrativen Union zusammenschliessen. Eine dogmatische Vereinigung mit Lutheranern, Kongregationalisten, Methodisten, Baptisten, Quäkern u. a. sei wegen der dogmatischen Unterschiede ausgeschlossen. Jede Bemühung um Union mit den reformierten Kirchen Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs sei verlorene Mühe. Sie seien dem Rationalismus verfallen, auf ein ethisches System reduziert, leugnen die Wahrheiten der Offenbarung und die

Wunder. Anders liegt der Fall mit den Episkopalen und Altkatholiken. Die mit diesen gepflogenen Besprechungen seien sehr erhebend gewesen, besonders die Konferenzen mit Bischof Herzog, über den er sich in Worten grosser Verehrung äussert. Die Altkatholiken sehnen sich mit ganzer Seele nach einer Union beider Kirchen. Schliesslich empfiehlt er die Unionsbestrebungen den Gebeten und der Sorge der hl. Mutterkirche.

Dass dieser Bericht und diese Stellungnahme eines bedeutenden orientalischen Theologen nicht unwidersprochen aufgenommen wurde, war vorauszusehen. Der anglikanische Theologe Dr. Lhamon griff in einem Briefe an den Herausgeber der „Christian Union Quarterly" gerade die Punkte der orthodoxen Denkschrift heraus, welche den Anhängern der Reformationskirchen am wenigsten verständlich sein mussten: Das Verlangen nach einer Union auf dem Boden der orthodoxen Kirche und damit der Dogmen der 7 ökumenischen Konzilien. Der Metropolit scheine sich gar nicht zu vergegenwärtigen, wie ferne alle diese Dinge dem modernen Menschen liegen. Wer auf diesem Standpunkte stehe, mache jede Union mit Christen unmöglich, die wirklich nach der Zeit des Kopernikus lebten. „Wir, die wir mit Mikroskop, Teleskop und Retorte arbeiten, die wir nach der induktiven Methode des Bacon geschult sind, die wir Ehrfurcht vor Astronomie, Botanik und Geologie haben, deren Geist von griechischer Spekulation und römischen Dogmatismus befreit ist, können der Behauptung, dass der endgültige Abschluss bei den Vätern der griechischen und römischen Jahrhunderte zu finden ist, nicht zustimmen. Jene hatten ihre Weltanschauung, wir die unsrige. Sie hatten ihre Dogmen für ihre Zeit, wie wir die unsrigen für unsere Zeit haben. Wenn der hl. Geist durch sie zu ihrem Heile wirkte, warum sollte er nicht durch uns und unsere Lehren zu unserem Heile wirken? Man kann an den Vater, Sohn und hl. Geist glauben, ohne das ganze lange Nizänum durchzugehen." Er zöge es vor, 3 Jahrhunderte weiter zurückzugehen und die einfachen, konkreten Darbietungen der synoptischen Evangelien oder die nicht minder konkreten, aber mehr poetischen und mystischen Darstellungen des 4. Evangeliums anzunehmen. Der wahrhaft moderne Geist scheut sich, das Unendliche zu definieren, denn darin liege eine Beschränkung und damit eine contradictio in terminis. Man könne dem nizänischen Credo den unbegrenzbaren Gott vor-

ziehen, der seine Vaterschaft uns gegenüber in der Bruderschaft mit Jesus offenbart. Man könne klug und demütig behaupten, dass man keine endgültigen Begriffe mit den Kategorien des Nizänums, wie: Ewige Zeugung und ewiges Hervorgehen verbinde. Sind wir darum weniger christlich und notwendig häretisch? Sollten wir nicht sogar mehr im Einklang mit dem Unendlichen sein, weil wir nicht versuchen, mit unseren Begriffen und mit unserer unzulänglichen Redeweise den Unendlichen zu verstimmen? Der wirkliche Gott kann grösser sein, als es dem Nizänum scheint, und, wenn das der Fall ist, sollte dann der demütige Christ nicht die Freiheit haben, an diesen grösseren Gott zu glauben? Eine ganze Welt alter dogmatischer Überlieferungen besagt dem modernen Menschen nichts mehr, der sich immer mehr vom Dogmatismus abwendet und selbständig denkt und forscht. Nur ganz junge Vögel öffnen ihre Schnäbel weit, um unbesehen hinzunehmen, was ihnen die Mutter hineinstopft. Unsere Zeit wächst heran und die Mutter Kirche müsse ihren erwachsenen Kindern schon gestatten, die eigenen Flügel zu gebrauchen und ihre eigene Nahrung zu suchen. Wenn sie in völliger Freiheit gelassen werden, so werden sie wahrscheinlich recht oft die gleiche Nahrung finden, wie sie die älteste Kirche fand, nur werden sie sich dieselbe unter verschiedenen Formeln assimilieren. Der Verteidiger der alten Wege mag das als Rationalismus verrufen; es ist eine Bedingung, der man entgegenkommen muss, will man eine Einigung suchen. Lhamon greift noch ein Wort aus dem Bericht des Metropoliten heraus: „Den Arm des Glaubens.“ Darunter verstehen die Alten die genaue und unfehlbare Form und Hülle der 7 ökumenischen Konzilien. Die Modernen fordern die Freiheit, auf den Kern der Hülle zurückzugehen und im Neuen Testament, in der Geschichte und in den Naturwissenschaften ihre eigene Glaubensgrundlage zu suchen. Der echte Mensch will Gott mit eigenen Augen sehen und mit eigenem Herzen fühlen.

Der Metropolit von Nubien geht in einem folgenden Artikel auf diese Kritik seines Standpunktes ein und nimmt noch präziser Stellung zu den kurz hingeworfenen Gedanken. Zunächst betont er, dass er keinen Widerspruch zwischen einem modernen Menschen, der seiner Definition des Christen beistimmen könne, und dem Menschen, der am Nizänum und den Beschlüssen der 7 allgemeinen Konzilien festhalte, erblicke. Denn diese seien

von den heiligen Vätern nach gründlichen wissenschaftlichen Untersuchungen klar und unfehlbar nicht nur für ihre Zeit, sondern für alle Zeiten formuliert worden. Sie wurden vom hl. Geiste geleitet, und ihre Lehren dürfen heute nicht bestritten werden. Da dieselben Ursachen dieselbe Wirkung haben, und da die rechte Logik immer zu denselben Schlüssen komme, so wird der moderne Mensch, wenn er recht denkt und devot ist, nicht eigene Lehren bilden, die den alten Lehren widersprechen. Der moderne Mensch bindet sein freies Gewissen und Urteil keineswegs, wenn er an der heiligen Tradition festhält. Sie ist ihm eine wertvolle Hilfe und Führerin in der Erforschung der hl. Schrift (Petr. 3, 16). So wenig wie der Christ der sittlichen Freiheit beraubt ist, wenn er in Übereinstimmung mit dem christlichen Sittengesetz tugendhaft lebt, so wenig ist auch der, welcher in die Tiefen der Schrift einzudringen versucht, durch die Ergebnisse der alten Forschung und alten Lehre beschränkt, sondern vielmehr unterstützt. Es bedeute für den Christen unserer Tage durchaus keinen Rückschritt, wenn er an dem Nizänum als göttlicher, sicherer und undiskutierbarer Grundlage des Glaubens festhalte, da das Nizänum aus Redewendungen der Evangelien zusammengestellt sei. Es sei als orthodoxes Glaubensbekenntnis ein treffliches Mittel, die Gläubigen in Übereinstimmung zu bringen (2. Tess. 2, 15). Die göttlichen Wahrheiten sind keinem Wechsel unterworfen, sondern unabhängig von Raum und Zeit. Wie Christus derselbe ist gestern, heute und in Ewigkeit, so lässt auch seine Lehre nur eine einzige Auslegung zu. Er bedaure, dass Lhamon nicht am Nizänum festhalte. Dadurch trete er in Gegensatz zu den verschiedenen Erklärungen der anglikanischen Kirche. Mikroskop und Teleskop haben wohl zur Entwicklung der menschlichen Naturerkenntnisse und menschlichen Bestandteile der hl. Schrift beigetragen, aber nützen nichts in der Erforschung der Glaubenswahrheiten und Geheimnisse der Religion. In der Diskussion über eine Grundlage der kirchlichen Union müssen wir eine gemeinsame Basis haben, die Missdeutungen ausschliesst und die gleichzeitig klar und deutlich die Übereinstimmung der Lehre ausdrückt. Schon in den apostolischen Zeiten habe es Credos gegeben (Tim. 3, 16). Man könne ein Credo nicht ändern wie Stile und Moden. Es sei mit den hl. Sakramenten der Taufe, der Eucharistie und Weihen verknüpft und bekunde die Un-

auflöslichkeit und Einheit des orthodoxen Glaubens ohne Rücksicht auf Ort und Zeit, Nation und Sprache. Der Metropolit erblickt in den Definitionen des Nizänums keine Begrenzungen der Gottheit, sondern einfach eine Wiederholung evangelischer Ausdrücke und Redewendungen. Wenn man die Wahrheit auch an der Quelle suche, so könne er das Prinzip der freien Forschung nicht anerkennen, weil das zum Sektenwesen und zum Rationalismus führe. Die Schrift könne nicht erforscht werden wie andere sprachliche Dokumente. Ohne die Hilfsmittel der Kirche, welche die Erforschung der hl. Schrift nicht hindere, komme der Christ in Gefahr des Irrglaubens. Der Herr und seine Jünger lehrten nur Dinge, welche der schwache Menschenverstand begreifen konnte. Wenn aber der menschliche Geist sich versucht fühle, einen weiteren Gottesbegriff zu erlangen, der über die kirchliche Überlieferung hinausgehe, so führe das leicht zu Pantheismus oder Rationalismus. Alle Wissenschaften haben ihre eigenen Gesetze und Prinzipien, die bei Überspannung zum Stillstand oder Chaos führen. Das Christentum hat als Offenbarungsreligion für den menschlichen Verstand unbegreifliche Geheimnisse.

Dr. Lhamon antwortet im Juliheft der „Christian Union Quarterly“ ausführlich, indem er seinen Standpunkt zur Grundlage einer Union darlegt. Er wendet sich gegen die Behauptung, dass das Nizänum und die 7 Konzilien jahrhundertelang eine genügende Unionsbasis gewesen seien. Obschon Rom das gleiche Nizänum habe und auch die 7 Konzilien anerkenne, haben sich der Papst und Michael Cärularius 1054 in den schärfsten Ausdrücken gegenseitig als Irrlehrer exkommuniziert. Vom Standpunkte des 20. Jahrhunderts aus war keine Partei häretischer als die andere. Man solle überhaupt das Wort häretisch nicht mehr gebrauchen, sondern nur sagen, dass beide Parteien Kinder ihres Jahrhunderts waren, Kinder der griechischen Spekulation und des römischen Dogmatismus. Beiden fehlte der Jesusgeist und die Schlichtheit der Zeiten des Neuen Testamentes.

Eine andere Behauptung des Metropoliten, dass die Überlieferungen der 7 Konzilien den vollen und endgültigen Lehrinhalt darstelle, wird mit dem Hinweis auf die 13 folgenden Konzilien der römischen Kirche bestritten, die im Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit ihre Krönung fanden.

Vom heutigen Gesichtspunkt aus sei die Geschichte der Konzilien eine Geschichte der Spaltungen. Jede Debatte hatte ihr pro und contra und ob das pro und contra als orthodox oder heterodox galt, sei von Zeit, Ort und Majoritätszufall abhängig gewesen. Verschiedene Gemeinschaften, die von diesen Konzilien als häretisch gebrandmarkt wurden, existieren noch und stehen in ihrer Frömmigkeit den Orthodoxen nicht nach. Man solle doch endlich einmal mit Ausdrücken wie Häresie und häretisch abfahren und die dogmatische Methode, die nur zu Ketzerhetze führe, verlassen. Wenn die „vollständige Fixierung der Dogmen“ zur Ketzerbrandmarkung führt, so ist dieses nicht der Weg zur Einigung. Warum ist die dogmatische Methode in unserer Zeit unwirksam? Weil wir Pragmatiker sind. Wir wollen unsere eigenen Erfahrungen und Entdeckungen machen. Das Dogma sagt uns nicht mehr zu. Was die Konzilien vor 15 Jahrhunderten beschlossen haben, hat für uns, wenn wir deren Entscheidungen nicht selbst sehen und empfinden können, nur jene Bedeutung, wie eine Versteinerung für den Geologen. Die Welt ändert sich, und wir wissen niemals, ob wir Endgültiges besitzen. Sodann kommt mit der wissenschaftlichen Methode der akademische Geist des wissenschaftlichen Austausches. Man verketzert nicht leicht einen anderen, der nun einmal zu anderen Ergebnissen gekommen ist. Die Väter waren gewiss glänzende Dialektiker und gute Logiker und sie nahmen an, dass der unendliche Gott durch logische Begriffe gemessen, umschrieben, beschränkt und definiert werden konnte. Hin und wieder deckten sie ihre Logik auch mit der bewaffneten Macht und mit Erlassen der Kaiser und machten solche zu Häretikern, die der Herr gesegnet haben würde. Endlich fehle der dogmatischen Methode die Anpassungsfähigkeit. Wenn man annimmt, dass die Väter als Menschen beschränkt waren, und dass ihre Logik nicht alle Prämissen erfasste, dass ihre Exegese falsch war, dass der hl. Geist auch durch andere Väter, wie Luther, Calvin, Wesley, John Knox und andere fromme und opferfreudige Missionäre, wirkte, wie kann man dann noch von einer Endgültigkeit und Unfehlbarkeit der ökumenischen Konzilien reden? Wir können die Tätigkeit des hl. Geistes nicht auf die ersten 8 Jahrhunderte beschränken und ihn dort festhalten. Er wirkt fort in den kirchlichen Versammlungen und Konferenzen, in Kirchen, Schulen, Hochschulen, Laboratorien,

Hospitälern und Kliniken. Der hl. Geist leitet uns in alle Wahrheiten durch alle Zeiten. Und das Medium seiner Führung ist der Mensch, der wahrhaftig ist. Er muss „irdische Gefässe“ nehmen. Die alten Väter bildeten keine Ausnahme. Ihre Schriftauslegung war die allegorische, die heute gründlich erledigt ist. Die vom akademischen Geist beherrschte moderne Methode ermöglicht ein immer tieferes Erfassen der Wahrheit. Sie ist mehr didaktisch als dogmatisch. Sie regt zur Forschung an und bindet sich nicht an die Tradition. Sie ist psychologisch in ihrer schlichten, ehrlichen Darstellung der Tatsachen und Wahrheiten und in ihrem Vertrauen, dass diese ehrlich nach der Fähigkeit der Wahrheitssucher aufgenommen werden. Sie würde 1000 Gestern toter Logik gegen *ein* Morgen lebendiger Wahrheit dahingeben. Sie fürchtet keinen Fortschritt, sondern umwirbt ihn. Sie fürchtet weder Evolution noch Kritizismus, Sozialwissenschaft, Demokratie, Modernismus noch, wenn es nötig wäre, den Wiederaufbau der Religion. Wenn irgendein altes Dogma dem modernen Menschen eine Hilfe bringt, so wird es behalten, wenn es ihn beengt und behindert, so wird es verworfen. Entscheidend für ihn ist nur, wie die eigene Seele auf Tatsachen, Wahrheit, Christus und Gott reagiert. Da Christus Gottes Sohn ist und der Mensch nach Gottes Ebenbild erschaffen ist, so folgt, dass die wahre Orthodoxie in der Loyalität gegen die eigene Seele und den Heiland besteht. Die schlimmste Häresie ist es, Priestern, Päpsten, Konzilien oder Dogmen zu gestatten, sich zwischen die eigene Seele und den Heiland zu drängen. Die Behauptung, dass das Nizänum einfach Worte und Redewendungen der Evangelien enthalte, beantwortet er mit der Frage, wo Ausdrücke, wie „gezeugt vor allen Weltzeiten“, „wahrer Gott vom wahren Gott“, „einer Wesenheit mit dem Vater“, „Fleisch geworden vom hl. Geiste“ stehen. Diese Ausdrücke mögen wahr sein, aber sie geben uns keine abschliessenden Begriffe. Sie bringen uns in das Gebiet des Unendlichen, wo Erklärungen nichts mehr erklären, wo jede Definition Beschränkung ist. Wer Dogmen als Autorität annimmt, mag seinen Glauben an solchen Begriffen festigen. Wer aber die Dogmen verwirft, und zuerst Tatsachen und Vernunftgründe fordert, der bleibt unschlüssig, auch wenn das Nizänum und die anderen Überlieferungen der 7 Konzilien wahr sind. Sonst sind sie nicht der Fels, auf dem der Herr seine

Kirche gebaut hat. Unzählige Menschen wissen nichts von Orthodoxie und kümmern sich nicht darum. Aber sie beschäftigen sich eifrig mit dem Christus des Neuen Testamentes. Für sie ist er ein wirklicher Mensch, der lehrt, heilt, einlädt, warnt, vergibt, überzeugt, stirbt und aufersteht, der eine Weltkirche ersinnt, in der es weder Orthodoxie noch Häresie gibt, sondern nur eine schlichte Jüngerschaft von zur Erkenntnis heranwachsenden kindlichen Gläubigen. Sie kümmern sich um Gott, den gütigen Vater des neutestamentlichen Christus, und um den hl. Geist, der in der Gesellschaft und unter den Menschen wirkt, wie es Christus tat. Das ist ihre Dreieinigkeit und ihre Orthodoxie. Sie sind das wahre „Salz" und „Licht" der Orthodoxie unseres Herrn selber. Und sie sind bereit, sich mit dem Metropoliten von Nubien zu vereinigen, indem sie ihm freudig seine Glaubensformen zubilligen. Will auch er sich freudig mit ihnen vereinigen und ihnen ihre Glaubensformen lassen? Dieser Vorschlag schwebt uns vor Augen, wenn wir von Union reden. Aber das ist nicht ein Zurückgreifen auf die Konzilien, sondern ein Weg, der über dieselben hinausgeht. Er geht zurück auf das Neue Testament, das erste Credo der Urkirche, auf Christus, der, als der Apostel Petrus ihn als Gottes Sohn bekannte, nicht nach weiteren Erklärungen fragte, sondern ihn segnete und sagte: Auf diesem Felsen will ich meine Kirche bauen. Zu diesem Urcredo finden viele, darunter führende Persönlichkeiten, den Weg zurück.

Wir wollen der Antwort des Metropoliten von Nubien auf die letzten Ausführungen Dr. Lhamons nicht vorgreifen, sind aber überzeugt, dass er sehr vieles richtigzustellen hat. Dr. Lhamon gibt gewiss nicht die herrschenden Meinungen der anglikanischen Kirche wieder. Er steht ganz auf dem Boden des kirchlichen Individualismus, welcher alles andere als kirchenbildend ist, und daher auch niemals zu einer tragfähigen Union führen wird. Das katholische Traditionsprinzip wird man nicht mit dem protestantischen Prinzip subjektiver Freiheit vereinigen können. Aber wir betrachten es schon als einen Gewinn, wenn sich Vertreter beider Prinzipien sachlich in einem angesehenen Organ aussprechen. Das führt zu einer wertvollen Abklärung und vor allem zu einer Klärung der Begriffe. Solange die Terminologie nicht unzweideutig feststeht, reden die Parteien aneinander vorbei. Wir haben den Eindruck, dass man

sich zunächst einmal Klarheit über die Bedeutung der allgemeinen Konzilien im Gegensatz zu den Partikularsynoden verschaffen muss. Dr. Lhamon verbindet offenbar mit Ausdrücken wie: Gottes Sohn, hl. Geist, Trinität, Kirche, eine andere Auffassung wie der orientalische Metropolit. Wenn aber auch darüber eine Einigung zu erzielen wäre, so wäre es immer noch fraglich, ob man eine solche auf der Grundlage des Neuen Testamentes finden könnte. Wer hätte die richtige Auslegung? Würde man Halt machen vor dem überlieferten Text? Würde nicht die moderne Bibelkritik eine Verständigung erschweren?

Eine Kirche ohne Tradition schwebt in der Luft. Diese Tradition darf weder mit dem 16. Jahrhundert noch mit dem 8. Jahrhundert beginnen, sondern muss auf die Urkirche zurückgreifen. Sie darf aber auch nicht mit dem 8. Jahrhundert aufhören, sondern muss die Gesamtkirche in ihrer lebendigen Entwicklung von der Urzeit bis auf unsere Tage in ihren Gesichtskreis ziehen. Wir würden wohl der kirchlichen Union näherkommen, wenn ein 8. *wirklich ökumenisches* Konzil einmal zustande käme.

K. Neuhaus.